





KATJA KEWERITSCH

Das  
Flüstern  
der  
Marsch

ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE

Das Mottozitat entstammt folgender Ausgabe:  
Doireann Ní Ghríofa, *Ein Geist in der Kehle*, aus dem Englischen von  
Cornelius Reiber und Jens Friebe, München: btb Verlag 2023.



1. Auflage 2025  
Copyright © 2025 Hoffmann und Campe Verlag  
Harvestehuder Weg 42, 20149 Hamburg, produktsicherheit@hoca.de  
[www.hoffmann-und-campe.de](http://www.hoffmann-und-campe.de)

Umschlaggestaltung: © wilhelm typo grafisch, Zollikon  
Umschlagabbildung: © Julian Novorol. All Rights Reserved 2025/  
Bridgeman Images und F16-ISO100/Shutterstock.com

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Gesetzt aus der Sabon  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-455-02015-1

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen  
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG  
(»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



---

Ein Unternehmen der  
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für Paul, Stella und Emil



Vielleicht erzittert in der  
Gegenwart immer auch die Vergangenheit,  
ob wir es spüren oder nicht.

DOIREANN NÍ GHRÍOFA,  
*Ein Geist in der Kehle*



# Teil 1



Mai 2024

## MONA

Das Dorfschild war wie eine Tür. Kaum rollten die Reifen meiner alten Vespa über die gedachte Trennlinie zwischen Dorf und Land, wechselten meine Gefühle.

Ich war wütend in Hamburg losgefahren, empört und gekränkt. Auch das Überqueren der Grenze zu Schleswig-Holstein hatte nichts an meinem Ärger geändert. Im Gegenteil. Seit zwanzig Minuten stießen Worte an meinen Gaumen, die ich wie Kaugummi malmt und in die passende Form knetet, um sie Opa Karl vor die Füße spucken zu können.

Dann passierte ich das Dorfschild, öffnete die Tür zu Erinnerungen an sorglose Kindheitssommer, erahnte die Marsch, roch sie an diesem warmen Maitag, bevor ich sie sah, diese feuchte Frische, und all mein Zorn war wie weggeblasen.

Natürlich hatte ich auch schon auf dem Weg hierher Marschland durchfahren, Äcker, Knicks und Pferdekoppeln, einige der H-Dörfer, Holm und Hetlingen, etliche Kuhweiden, Obstplantagen nicht zu vergessen, aber erst hier, jenseits des Dorfschilds, zwischen erster und zweiter Deichlinie, dem Geestrand und der Elbe, tief in diesem von Sturmfluten und Überschwemmungen gepeinigten Landstrich, begann *meine* Marsch.

Ich verließ die lange Ziehstraße, die die Dörfer schnurgerade miteinander verband, auf der man grundsätzlich mit Gegenwind rechnen musste, obwohl der Deich mit den grasenden Schafen sie auf einer Seite schützte, und bog links ab.

Das Haus thronte wie ein Pilz auf seiner Wurt. Bemoostes Reet über rotem Klinker, weiße Schießscharten als Fenster, na ja,

zumindest wirkten sie klein unter dem tief gezogenen Dach. Innen blieb es dadurch auch im Sommer kühl. Und dunkel.

Die alte Vespa hoppelte über das Natursteinpflaster. Ich parkte sie neben dem Carport mit Opas Pajero, den er wegen des hohen Einstiegs liebte. Seine rechte Hüfte meckerte seit einem Unfall vor Ewigkeiten immer mal wieder. Natürlich war er zu sehr alter *weißer* Mann, um sich seiner Gesundheit anzunehmen, zur Physio zu gehen oder Sport zu treiben. Lieber lamentierte er und ließ sich von Oma Annemie bedienen.

Ich hängte den Helm über das Lenkrad, klemmte die nervigen Ponylocken, die der Friseur zu kurz geschnitten hatte, mit den restlichen Haaren hinter das Ohr, ging zur Haustür und klingelte. Ein Schrillen ließ das Haus erzittern. Ich atmete tief durch, versuchte, mich dem Gefühl der Wut wieder anzunähern, ließ all die vorbereiteten Worte von innen gegen meine Zähne klacken, bereit zum Ausspeien. Aber niemand öffnete.

Ich folgte dem Weg um das Haus herum in den Garten. Ein breites Schwertlilienbeet umfasste es fast vollständig wie ein Burggraben. Die unzähligen Blüten dufteten fruchtig, ein wenig zitronig, berauschend wie Veilchen, fast schon penetrant. Omas erklärte Lieblinge. Ich erinnerte mich an Schachblumen auf der weiten Rasenfläche, irgendwann einmal in meiner Kindheit, aber sie hatten die Zeit genauso wenig überdauert wie die Sträuße aus Sumpfdotterblumen, Wiesenschaumkraut, Ampfer und Löwenzahn, die ich früher auf meinen Streifzügen in der Marsch pflückte.

Alles, was Oma heute auf dem sechstausend Quadratmeter großen Grundstück duldet, waren Schwertlilien, Schilf, Gras und das kleine Wäldchen vor dem Deich, hohe Eichen, Weiden, Erlen, Pappeln.

Ich erreichte die Terrasse, aber die hintere Tür war geschlossen. Ratlos sah ich mich um. Der Wind rauschte in den Bäu-

men und raschelte mit dem Schilf am zugewucherten Teich. Sonst war es still, nur ab und an hörte man einen Graureiher aus der benachbarten Kolonie krächzend rufen.

Ich ging auf der anderen Seite des Hauses zurück zur Tür, duckte mich unter den tief hängenden Zweigen des Pflaumenbaums hindurch und klingelte erneut. Nichts. Das war seltsam. Opa nahm immer das Auto, wenn er das Grundstück verließ. Es lag ein wenig vom Dorfkern mit der Bäckerei und dem Landgasthof entfernt, zu weit, als dass er jemals in Erwägung gezogen hätte, zu Fuß zu gehen. Oma hatte nie einen Führerschein gemacht. Scheinbar reichte es ihr, dass Opa fahren konnte. Sie bestritt all ihre Wege mit einem Hollandrad.

Ich lief zum Carport und öffnete die Tür des angrenzenden Schuppens. Zwischen Rasenmäher und allerlei Gartengeräten stand das Hollandrad. Ich ging zurück zur Haustür und klopfte.

»Hallo?« Ich klopfte erneut.

Vielleicht hatte eine von Omas Bekannten sie abgeholt. Sie engagierte sich im Landfrauenverein, beim Rotary Club, dem Seniorenbeirat, der Kirchengemeinde und bei der Kunsthandwerkergemeinschaft. Vielleicht auch noch bei weiteren Vereinigungen, von denen ich nichts wusste. Sie war sehr umtriebig.

Meine sowieso kaum noch vorhandene Wut verwandelte sich in Sorge.

Da hörte ich ein Klappern im Haus. Ich klingelte noch einmal, pochte gegen die Fensterscheibe der Haustür, hielt die Hände ans Gesicht und versuchte hineinzuluschern. Ich sah, wie die Tür zum Windfang sich öffnete und Opa mich anschaute. Er zog die schwere Holztür auf.

»Mona, Kind. Na, das ist ja eine Überraschung.«

Er sah aus wie immer, ordentlich, gepflegt. Weißer Vollbart,

zurückgekämmte Haare, kariertes Hemd, Jeans. Groß. Schwer. Helle graue Augen. Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass er mir je die Tür geöffnet hatte. Das war Omas Aufgabe.

»Ich klinge schon seit zehn Minuten.«

»Ein alter Mann ist kein D-Zug. Ich war hinten im Büro.«

Er trat von der Tür zurück, und ich folgte ihm ins Haus.

Wie immer bewunderte ich die kunstvoll gemusterten Fliesen im Windfang. Geschichte sprach aus jeder Kerbe. Das Gleiche galt für den Bauernschrank im Flur, die schwere Truhe, die Eichengarderobe und all die übrige Einrichtung. Opa wirkte in dem alten Haus wie Mobiliar, ein Teil des Inventars, der mit dem Hintergrund verschmolz, sich darin auflöste wie Sahne in Milch.

Es roch nach Holz und Beständigkeit.

Nur nach Essen duftete es nicht.

Ich ging hinter Opa her in die Küche und schaute auf die Uhr. Schon nach zwölf.

»Wo ist Oma?«

Opa blieb vor der Terrassentür stehen und blickte hinaus in den Garten. Er zuckte mit den Schultern.

»Habt ihr schon gegessen?«

Er schüttelte den Kopf.

Ich schaute zum Herd, den Arbeitsflächen, der Spüle. Alles blitzblank. Es sah nicht aus, als hätte hier heute jemand etwas zubereitet.

»Hat Oma heute nichts gekocht? Wo ist sie denn?«

Opa starrte noch immer aus dem Fenster. Er war noch nie besonders redselig gewesen, aber das hier überstieg das Maß seiner regulären Schweigsamkeit bei weitem.

»Was ist los?« Ich stellte mich neben ihn ans Fenster, strich die vorderen Strähnen hinter die Ohren.

Er schüttelte den Kopf, als müsste er lästige Fliegen vertrei-

ben. Seine Unterlippe glitt nach vorn. Die Hände bohrten sich tief in die Taschen der Jeans.

»Opa?«

Er sah mich an, das Kinn trotzig vorgereckt. »Ich weiß nicht, wo deine Oma ist. Ich habe sie heute noch nicht gesehen.«

»Auch nicht beim Frühstück?«

Er drehte sich um und verließ die Küche. Irritiert blieb ich zurück. Ich konnte mich an keinen vergleichbaren Moment in diesem Haus erinnern. Es gab Regeln, Abläufe, Rituale, Traditionen. Eine grundlegende Ordnung, wie die Dinge zu laufen hatten. Opa legte viel Wert darauf. Oma auch. Dachte ich zumindest.

Ich stürmte aus der Küche, warf einen Blick in das perfekt aufgeräumte Wohnzimmer, das untere Bad, das Gästezimmer, in dem ich früher übernachtet hatte. Das Himmelbett war mit weißen Leinen bezogen und hergerichtet. Auf dem Nachtschränkchen standen eine Tischleuchte, ein halbvolles Glas Wasser, eine Pillendose aus Perlmutter, eine umhänkelte Taschentuchbox und ein Wecker. Ich schaute in den rustikalen Kleiderschrank. Omas Blusen, Hosen und Röcke hingen säuberlich auf den Bügeln, Pullis, Shirts und Unterwäsche stapelten sich in Fächern und Schubladen. Das hier war Omas Raum, es gab kein Gästezimmer mehr. Was mich für sie freute. Schließlich wussten wir alle spätestens seit Virginia Wolf, dass jede Frau ein eigenes Zimmer brauchte.

Seltsam fand ich es trotzdem.

Warum schliefen sie getrennt? Opas Schnarchen hatte Oma nie gestört. Sie beschrieb ihren Schlaf als murmeltierhaft, wobei Oscar mir erst neulich erklärt hatte, dass Koalas viel länger schliefen, nämlich zweiundzwanzig Stunden pro Tag, sodass dieser Vergleich hinkte. Ob das auf ein Jahr gerechnet allerdings länger war als der sechsmonatige Winterschlaf der Mur-